In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 73. Posen, den 28. März 1928. 2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

1. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Auch alle Folgen waren dem jungen Manne niederschmetternd klar: das herrliche Haus an der Riverside Drive, dieses Palais, in dem er geboren worden und seine glückhafte Kindheit und Knabenzeit, sein Jünglingsalter und die frohen Tage seiner jungen Mannbarkeit verlebt hatte, dieses kostbare Heim, das der Vater so fanatisch geliebt und mit seinem kenntnisreichen Kunstsinn geschmückt und geadelt hatte, dieses Haus mit allem anderen Besitz, dem Landhause in Monmouth Beach, den Autos, den Reitpferden, der Yacht, mit allem und jedem in die Masse. Und er, Robert Brook, der verwöhnteste Löwe der Fünften Avenue, war durchaus kein Löwe mehr, sondern ein armer Hund, der sein kümmerliches Futter in den Straßen von Neuyork zu suchen hatte.

Ja, ihm blieb nichts übrig, als im besten Falle eine Stelle als Clerk, als pfennigfuchsender Kommis.

Dem jungen Chef schauderte. Er zog die Beine vom Schreibtische, in dem dunklen Gefühle, daß ihm eine derart anmaßende Stellung nicht mehr zukomme, und begann, gebeugten Hauptes die Weite des Kontors zu durchwandern.

Durch die offenen Fenster drang der Lärm der Albany Street bis herauf in das vierzehnte Stockwerk, in dem die Büros von Brook u. Son lagen. Er trat an ein Fenster und blickte hinab auf das geschäftige Arbeitsgewühl der Hochbahnen, Kraftwagen und Menschen.

„In diesem Strom werde ich versinken,“ dachte er trauerumfangen, „in diesem verzweifelten Hasten nach dem notdürftigsten Lebensunterhalt.“

Er wandte sich ab von dem tiefen Tal der wilden Jagd nach dem täglichen Brot und durchmaß wieder das Zimmer. Eine Scham überrieselte ihn. Keiner von all den Leuten, mit denen er getanzt und gesportet hatte, würde ihn in Zukunft kennen. Alle würden sie den Bankrotteur in verächtlicher Scheu meiden, alle die Mädchen, mit denen er geflirtet und gestept hatte, alle die „Freunde“, die mit ihm Golf und Polo und Hockey gespielt haben, alle die Väter und Mütter, in deren schmucken Häusern er ein begehrter Gast gewesen war. Alles war vorbei. Ein Ausgestoßener würde er sein, ein Verfemter, ein Schiffbrüchiger des Lebens der oberen Fünftausend von Neuyork.

Inmitten des Privatkontors blieb er stehen, blickte sich verzagt und kleinmütig um und erschien sich arg bedauernswert. Und da stieg eine leise, anklagende Verbitterung in ihm auf gegen den Vater, dessen allzu kühne letzte Unternehmungen ihn in dieses verhängnisvolle Chaos geschleudert hatten. Doch mit Erschrecken und Entsetzen fast wehrte er sich gegen diese unkindliche Empfindung. Nein, nein, der Vater trug keine Schuld! Er hatte nur das Beste gewollt. Und wenn ihn nicht ein rascher Tod unvorbereitet hinweggerafft hätte, wäre diese Katastrophe niemals über die Firma hereingebrochen. Der Vater hätte sicher Mittel und Wege gefunden. —

Da gedachte Bobby Brook zum ersten Male seit jener Nacht eindringlich des letzten Gespräches, das der Vater mit ihm geführt hatte. Seit er am nächsten Morgen von dem Diener mit der Schreckenskunde geweckt worden war, der Herr liege tot in seinem Bette, hatte er in den überstürzenden trauervollen Ereignissen nicht mehr Zeit, Muße und Sammlung gefunden, ernsthaft an diese letzte Erörterung zu denken.

Jetzt erst überfiel ihn die Erinnerung daran, daß auch der Vater keinen anderen Ausweg aus dem Zusammenbruch gewußt hatte als — die Ehe mit — Fräulein Ronald.

„Ja,“ sagte Robert, „und ich habe ihm versprochen, die Tochter des alten Jeremia zu heiraten.“

Freilich hatte er dieser letzten Ausflucht aus der Bedrängnis nur zugestimmt, den Vater zu retten, ihm die Sorgen von den schwer belasteten Schultern zu nehmen. Dieser Grund war nun entfallen, traurig entfallen. Aber entfallen, ein für allemal.

Denn das war ihm klar: das Opfer, das er bereitwillig dem Vater bringen wollte, konnte er nicht zu seinem Nutzen bringen. Ein Mädchen heiraten, das er nicht liebte, das er nicht einmal kannte?! Ausgeschlossen. Völlig unmöglich!! Das war unwürdig — das war gemein. Heiraten, bloß um nicht in den Strudel dort unten in Albany Street zu versinken! Bloß, weil er nicht wie die Millionen anderer um sein tägliches Brot ringen wollte! Sich gewissermaßen verkaufen! Die Liebe, dieses Höchste des Lebens, entheiligen! Niemals.

Mit stolzen, entschlossenen, mannhaften Schritten durchquerte Bobby das Zimmer.

Damals war der Entschluß ein heroisches, pietätvolles Opfer gewesen. Heute war er — Feigheit — erbärmliche Feigheit vor dem Leben und der Arbeit — weiter nichts.

Doch allmählich wurden seine Schritte weniger fest und heldenhaft.

Robert Brook war ein Mensch wie alle anderen und huldigte der allzumenschlichen Ansicht, daß ein Dasein auf den materiellen Höhen des Lebens erstrebenswerter ist als ein Hinmühen in den Niederungen der Not und Armut. Wer sich dazu berufen fühlt, werfe ruhig faustdicke Steine auf ihn. Doch er war nun einmal dieser höchstpersönlichen Meinung. Seine Seelengröße schwand ihm gründlich.

Die Bitternis, die sich vor ihm öffnete, erschien ihm plötzlich wenig verlockend. Es dünkte ihn nicht der Gipfel irdischer Glückseligkeit, von früh bis abend für kärglichen Lohn in einem muffigen Büroraume zu schuften und nach getaner Arbeit in ein schäbiges, möbliertes Zimmer zu einem fragwürdigen Nachtmahle heimzukehren, das er für wenige Cents auf dem Heimwege erstand. Es erstrahlte ihm nicht als letztes Ziel seiner Wünsche, auf alles das zu verzichten, was ihn bisher an Luxus und Verwöhnung umgeben hatte. Es war nicht seine heißgehätschelte Sehnsucht, vom Olymp der oberen Fünftausend in den Tartarus der Millionen Enterbter zu versinken. Durchaus nicht.

Doch diese Weltanschauung gestand er sich nicht ohne

weiteres ein. Man verliert — selbst in lichtlosen Augenblicken des Erdenwallens — nicht gern seine Selbstachtung. Nur soviel war ihm natürlich über jeden Zweifel erhaben, daß er niemals die Gesinnungslosigkeit begehen würde, ein nie gesehenes, ungeliebtes Mädchen für sich als Rettungstau zu benutzen. Niemals.

Doch unabweisbare Pflichten forderten von ihm einen bündigen Entschluß. Wußte man wirklich so genau, daß die Seelen der Entschlafenen nicht doch ihre Lieben beobachten und betreuen? Durfte er die Manen des Vaters — ja — geradezu betrügen?! Hatte er ihm nicht versprochen, dem Gedanken einer Ehe mit der Tochter des alten Ronald näherzutreten — sogar sehr nahe?! Hatte er nicht sein verpfändetes Wort ohne nichtige Winkelzüge einzulösen?! Durfte er dem Gedächtnis dieses liebevollen Vaters den Makel anheften, daß sein Lebenswerk in Konkurs stürzte? War es nicht geradezu ein Vermächtnis des treuen Verblichenen, das er zu erfüllen hatte?! Unbedingt, ohne Zaudern, ohne Rücksicht auf seine eigenen Gefühle und Hemmungen!

Noch keine Viertelstunde intensiver Gedankentätigkeit war verronnen, bis Robert Brook sich als Märtyrer dieses letzten Willens seines Vaters fühlte. Vielleicht als ein beklagenswerter, aber durch nichts und durch niemand in der Welt zu befreiender, noch loszusprechender Märtyrer dieses gebietenden letzten väterlichen Wunsches, der kindlichen Gehorsam forderte.

Mit dem wohltuenden Empfinden schwerster Pflichterfüllung griff der Testamentsvollstrecker zur Feder.

III.

Wenige Tage später wanderte Robert Brook mit einem kostbaren Blumenstrauße gewappnet, vor dem Bahnsteigtore des Pennsylvania Railroad-Depots auf und nieder. Erwartung brannte in ihm, und Beklommenheit schwelte.

Postwendend hatte Ronald geantwortet. Er bedauerte in ehrlichen Worten den Heimgang des Freundes, dessen letzten Willen er ebenso hochhalte und ehre wie der Sohn. Er sei beglückt über die Hoffnung und Erfüllung seines Lieblingsgedankens. Doch wolle er Robert in seiner Trauer nicht die weite Reise in den fernen Süden zumuten. Er werde mit Florence am nächsten Donnerstag in Neuyork City eintreffen. Und vielleicht gelinge es seiner Tochter, dem Verwaisten Trost und einen kleinen Ersatz für seinen schweren Verlust zu bringen.

Der Würfel war gefallen. Freilich hing alles noch davon ab, daß ihm das Mädchen gefiel. Und er dem Mädchen, natürlich. Ohne Liebe würde er nicht heiraten. Unter keinen Umständen. Gebunden war er noch nicht. Er hatte lediglich das teure Vermächtnis des Vaters betont, und seine Bereitschaft, es zu erfüllen, „wenn ihre Herzen sich fänden“.

Er hatte sich also durchaus freie Hand bewahrt. Denn das stand für ihn unumstößlich fest: er würde das Höchste des Lebens, die Liebe, nicht entweihen. Wenn das Mädchen ihm nicht gefiel. —

Da brauste der Pullmanzug aus dem Süden in die Bahnhofshalle.

Bob drängte sich mit den anderen Harrenden an den Ausgang des Gitters. Das Herz hämmerte vor Erwartung. Jetzt kam der Augenblick, der über sein ganzes zukünftiges Leben entschied. Das heißt selbstverständlich nur, wenn sie ihm gefiel und „die Herzen sich fänden“.

Wenn er doch bloß eine Ahnung gehabt hätte, wie sie aussah, wie sie war!! Groß? Klein? Dick? Schlank? Schön? Häßlich? Klug? Dumm —?

Jetzt sah er die kleine feiste Gestalt Jeremia Ronalds sich hinter zwei gepäckbeladenen Portiers durch das Staubecken der Reisenden zwängen. Dicht hinter ihm schritt — —

Das Herz sank dem Anwärter der Ehe.

Der erste Eindruck ist der entscheidende. Leider war er nicht so sehr günstig — nicht so sehr. Das Mädchen, das hinter der beweglichen, zappligen Gestalt des kleinen rundlichen Ronald folgte, war groß und blond. Nicht häßlich, durchaus nicht. Eher hübsch. Doch sie war nicht Bobs Typ. Nicht im Entferntesten. Er liebte die sanften Blonden nicht. Er schwärmte für die Brünetten. Für die Frauen mit dem gelblichen Schimmer der Haut, den sengenden Augen, dem kecken Temperamente. Die waren sein Typ. Und er hatte sich fest eingebildet, daß ein Mädchen aus den Südstaaten —

Nun sah Jeremia ihn. Er winkte wild mit beiden Händen. Er wandte sich zu der Tochter und zeigte ihr den Wartenden. Florence blickte auf und lächelte neugierig.

Dann hatten sie die brandende Enge der Gittertür überwunden und standen vor ihm. Mit der heftigen Energie seiner übersprudelnden Lebensfreude, die ihm aus den listigen, kleinen, fettumpolsterten Augen sprühte, schüttelte der Alte dem Schwiegersohn-Aspiranten herzhaft beide Hände. Dann gewahrte er dessen Trauerflor am Hut und Aermel. Er dämpfte seine lärmende Fröhlichkeit, sprach einige gefühlvolle Worte des Beileids. Doch schon brach seine breite Behaglichkeit wieder durch.

„Da haben Sie meinen Augapfel, mein lieber Junge. Ist er nicht schön und mir aus dem Gesicht geschnitten? Sie meinen, man hätte noch mehr herausschneiden können, dann wäre immer noch genug übriggeblieben. Kann sein.“ Er schmunzelte Florence schalkhaft zu. „Und hier hast du den hoffnungsvollen jungen Mann. Nun gebt euch die Hände, Kinder, und habt euch lieb, wenn es irgend geht.“

(Fortsetzung folgt.)

Paul Kirchhoff:

Gottesnähe im Frühling.

Der Wind, der aus kristallnen Höhen fällt,
Ist schwer von Duft und bebt in süßen Klingen.
Er trägt auf Lichtgetränkten Silberschwingen
Urewige Osterbotschaft in die Welt.

Im jungen Gras, dem Käfervolk gesellt,
Reck ich den Leib im summenden Lobsingen
Und atme Hauch aus neugebornen Dingen,
Von Gottes weißen Wolken überhellt.

Du großer Gott, der mir zu Häupten steht,
Oft hab ich dich, von herben Leid umdüstert
Mit hartem Wort und bösen Blick geschmäht.

Nun da mich deines Odems Glut umknistert
Wie heiliger Rauch, der von Altären weht,
Erfaß' ich dich und bin dir ganz verschwistert.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers „Hoher Mittag“ von Paul Kirchhoff. Verlag Karl Stork Darmstadt, entnommen.)

Kasimir philosophiert.

Von Herbert von Hoerner.

Kasimir saß am Wegesrande und ruhte. Gewöhnlich wird angenommen, daß Ruhe nur nach getaner Arbeit zulässig sei. Kasimir findet das nicht. Im Gegenteil, Ruhe, meint er, sei dann am fruchtbarsten, wenn man sich unermüdet ihr überläßt

Es war, unbegreiflicherweise, wieder einmal *Frühling*. geworden. Sieben Monate des Jahres wartete man auf ihn, und wenn er da ist, ist man überrascht. Aehnlich verhält es sich mit der Liebe und dem Tod. Die *größten Ueberraschungen* sind diejenigen, auf die man *am längsten gewartet*

Die Sonne schien auf seine Hände. hat. Sie schien natürlich auch sonst auf jeden erreichbaren Gegenstand, aber auf seine Hände schien sie besonders. Von allen Gliedern seines Körpers kam ihm keines so wunderbar vor wie seine beiden Hände. An ihnen war etwas Unbefriedigtes. Was wollten sie von ihm? Hand heißt Tun, Hand sagt Arbeit. Hatte er zu wenig gearbeitet? Aber das taten ja schon die anderen Leute alle. Während sie manches, was Kasimir für wichtig hielt, nicht taten. Zum Beispiel: ruhen, ohne sich vorher ermüdet zu haben.

Der Wegesrand war mit Kirschbäumen bestanden, die sich zur Blüte rüsteten. Es war also erst Frühlingsanfang, die Zeit der Verheißungen. Kasimir fühlte sich göttlich. Das tun wir bei Verheißungen leicht, während Erfüllungen doch meistens unsere eigenen Mängel aufdecken.

Kasimir sah von seinen Händen auf. Hinter ihm, aus dem im Herbst gepflügten Felde, brachen die Sonnen des Huflattichs. Vor ihm, unterhalb des Weges, breitete sich der See, der den Glanz der großen Sonne am Himmel so leuchtend wiedergab, daß

Kasimir kaum hinschauen konnte. Die Lerchen sangen. Es war Vormittag.

Die Straße war wenig belebt. Kasimir, dem nichts daran lag, die genaue Zeit festzustellen, wie lange er hier schon saß, hatte bisher nur einen Bauern mit seinem Pferde vorüberfahren gesehen. Und ein paar Fußgänger hatten ihn mißtrauisch angeblickt. Jetzt kam ein Auto. Die Straße staubte. So trocken also war es schon. Als das Auto vorüber war und der Staub sich verzogen hatte, bewegte sich etwas im Sande des Weges. Kasimir sah hin. Es war ein Regenwurm.

Kasimir stand auf, um den Regenwurm näher zu betrachten. Der war vom Auto überfahren worden. Nicht viel. Aber am Schwanzende fehlte ein Stückchen, und der arme Wurm krümmte sich sehr. Kasimir tat er leid. Da er ihm nicht anders zu helfen wußte, nahm er ihn auf, mit zwei Fingern, und warf ihn in den Graben, worinnen es feucht war. Mehr tat er nicht, und dann wollte er weitergehen. Aber nach wenigen Schritten setzte er sich doch wieder hin. Und mit einem Male begann er zu philosophieren.

Was habe ich getan, fragte er sich. Ich habe mit einem Regenwurm Erbarmen gehabt. Der Regenwurm ist nicht mein Kind, nicht meine Frau, meine Mutter oder Schwester. Er ist auch nicht mein Freund. Er ist mir in keiner Weise verwandt, — außer... Er steht mir in keinem Sinne nahe, — außer . . . Er ist eine lebendige Kreatur und ich bin eine. Und darum konnte ich mitfühlen mit ihm. Aber das kommt in der ganzen übrigen Natur nicht vor, das ist meine Besonderheit als Mensch. Die junge Katze hätte vielleicht mit ihm gespielt, ohne es im geringsten zu empfinden, daß sie ihn damit noch mehr quält. Und wer gern Regenwürmer frißt, der hätte ihn einfach aufgefressen. Ich aber habe ihn gerettet. Der Mensch hat die Barmherzigkeit erfunden. Sie ist nicht natürlichen Ursprungs. Das Schicksal kennt keine Barmherzigkeit und die Götter kannten sie auch nicht. Der Mensch, der Barmherzigkeit übt, stellt sich außerhalb der Natur, tritt aus dem Ring des Schicksals und erhebt sich — o Gott, was hast du mit mir vor? — über die Götter.

Schade, dachte Kasimir, warum habe ich mich des Regenwurms erst angenommen, als er überfahren war? Weil er sich dann erst krümmte, — weil er schrie. Die trockene Landstraße ist kein Aufenthalt für ein Geschöpf, das Feuchtigkeit braucht. Ich hätte ihn früher bemerken sollen, dann wäre das Unglück gar nicht erst geschehen. Aber so ist es. Auch ich müßte erst ins Wasser fallen oder ins Feuer, oder von einer Lawine verschüttet werden, dann käme man, mich zu retten. Und die Zeitungen würden darüber schreiben. Und vielleicht würde es auch schon genügen, wenn ich sehr laut schreien wollte. Aber so wie ich hier sitze, denkt niemand daran, stehen zu bleiben und mich zu fragen, ob er mir vielleicht eine Mark schenken dürfe, die ich doch, weiß Gott, gern annehmen würde.

Kasimir wollte aufstehen, um endlich weiterzugehen, aber da geschah wieder etwas, das ihn festhielt, so daß er sitzen blieb. Aus einem nahen Gebüsch, das ein Gehöft verdeckte, kam eine Amsel geflogen. „Ob sie meinen Regenwurm holt?“ dachte Kasimir. Und richtig, sie holte ihn. Sie tat es mit Vorsicht und Umschau. An den Anblick und die Nähe des Menschen gewöhnt, traute sie ihm doch nicht ganz. Hüpfend, innehaltend, äugend kam sie näher. Der Regenwurm krümmte sich. Kasimir konnte ihn von seinem Platz aus beobachten. Er hätte die Amsel verscheuchen können, aber er tat es nicht. Jetzt war sie dran, jetzt hatte sie ihn. Ein Fragezeichen im gelben Schnabel, so flog der schwarze Vogel fort. Und aus dem nahen Gebüsch erscholl Gepiepe. Also dort hatte die Amsel ihr Nest. — Welche Freude für die Jungen!

Es ist alles in Ordnung, sagte sich Kasimir, indem er aufstand. Um lange zu sitzen, dazu war es doch noch zu kühl und zu feucht. Es ist alles in Ordnung. Wir wollen die Natur nicht stören, so zu sein, wie sie nicht anders sejn kann. Wir selber sind ja auch zum Teil so. Aber zum Teil, wenn auch nur zu einem winzig kleinen Teil sind wir anders.

Die Passion in der Kunst Albrecht Dürers.

Mit keinem Thema hat sich Albrecht Dürer so gern und so häufig beschäftigt, wie mit der Passion. Man kann ihn geradezu den Maler der Passion nennen. Er hat die Leidensgeschichte Jesu in jeder künstlerischen Form behandelt und wir haben deshalb eine große Menge von Bearbeitungen dieses Themas, die im Grunde genommen, immer wieder dasselbe predigen. Dürer hat geradezu ein neues Christusideal hingestellt, er hat die Auffassung von dem leidenden Christus bedeutend verinnerlicht. Zu Dürers Zeit gab es eine Unmenge von Darstellungen der Passionsgeschichte auf Altartafeln und Holzschnitten. Auf diesen ist Christus immer die bemitleidenswerte Elendsgestalt, an der alle Marter und Todeskämpfe mit grausiger Deutlichkeit ausgemalt werden. Auch Dürer weicht von dieser Darstellung nicht ab, aber er bringt etwas neues hinzu. Seine Christusdarstellung ist nicht nur die des schuldlos Leidenden, sondern vielmehr des kämpfenden Helden, der trotz allen augenblicklichen Zerbrechenseins doch königlich bleibt und siegen wird. Am klarsten spiegelt sich diese Auffassung des leidenden Christus wider in dem wunderbar ergreifenden Titelbild zur „kleinen Passion“, dem Schmerzensmann. Aber auch der Kampf in Gethsemane bringt mit seiner gesammelten Würde und wunderbaren Ruhe diese Auffassung klar zum Ausdruck. Den bekannten großen Christuskopf, der trotz der Dornenkrone und dem tiefen Leidensausdruck, ganz männliche Geschlossenheit und tapferer Wille ist, hat zwar Dürer selbst nicht geschaffen, sondern er ist erst nach seinem Tode von seinem Schüler Beham beendet worden. Aber die geistige Urheberschaft daran müssen wir doch Dürer zuschreiben, weil sich darin wieder seine Auffassung von dem überwindenden Christus spiegelt.

Aus allen Werken Dürers, besonders aber aus diesen Passionsdarstellungen, spürt man es mit voller Deutlichkeit, wie sehr er unter dem unmittelbaren Einfluß der Reformation gestanden hat. Hier finden wir das tiefe Geheimnis seiner Künstlerschaft, nämlich das sich vor Gott verantwortlich fühlen. Nicht nur um Dürer in seinem Gedenkjahr als Künstler zu würdigen, tut es jedem deutschen Hause not, sich mit seinen Werken zu beschäftigen. Der Geist aus der Zeit vor 400 Jahren kann ihnen mehr geben, als die Bewunderung der Kunst: Dürers Passionsdarstellungen führen uns in die Tiefe der Leiden Christi und helfen uns zu ihrem Verständnis.

pz.

Werfel und der junge Dichter.

(Nachdruck verboten.)

Ein junger Dichter legte einst Franz Werfel ein paar von seinen Gedichten vor.

„Ich habe sie im Sektrausch geschrieben“, erklärte der junge Poet. „Was halten Sie davon?“

Werfel las die Sachen stirnrunzelnd durch, dann gab er sie dem Verfasser zurück und sagte:

„Werden Sie Antialkoholiker, junger Freund!“

K. M.

Berliner Humor.

Folgende Abhandlung über den Humor des Berliners, entnehmen wir dem Werk „Wien und Berlin“ eine vergleichende Kulturgeschichte der beiden deutschen Hauptstädte von Julius Bab und Willy Handl*).

„Es ist rührend — wenn man dran wackelt!“ sagt der Berliner, wenn amn auf seine Tränendrüsen drückt, „Abschrauben — vorzeigen!“ wenn man ihn mit Wundergeschichten verblüffen will —: Er zieht sich beidemal auf den zuverlässigen Standpunkt der Mechanik zurück. Im Dienste dieser sehr tüchtigen und eigentlich unpoetischen Stimmung steht nun aber — das ist die am meisten kunstverwandte Seite des Berliners! — ein erstaunlicher sprachlicher Spieltrieb, eine (wohl vom französischen und vom jüdischen Vorbild gleichmäßig genährte) Lust, im Reichtum der Worte zu wühlen und — wiederum parodistisch — gerade durch Maßlosigkeit des Ausdrucks romantische Illusionen und Wehleidigkeiten zu zerstören, scharfe Anschauung zu geben. Lügen, daß eine Wand wackelt, jemand auf steifem Arm verhungern lassen, — aussehen, wie dem Totengräber von der Schippe gesprungen: das sind solche höchst phantastischen und doch sehr anschaulichen Berliner Superlative. Wenn ein Berliner die freundliche Ankündigung ergehen läßt: „Mensch! Een Schlag — der zweete wäre Leichenschändung!“ so ist das, viel eher als ein Ausdruck blutdürstiger Gesinnung, die Parodie einer großartigen Rauferpose — mit dem Unterton allerdings, daß nötigenfalls sachlich plazierte Prügel keineswegs ausgeschlossen sind. So aus ironischem Wirklichkeitssinn und verschwenderischer Sprachlaune entsteht jetzt der Berliner Volkswitz; er wird Mode bis in die höchsten Kreise. Angelys „Fest der Handwerker“, das noch in so gemütlich-patriarchalischer Weise den Bauherrn und seine Arbeiter konfrontiert, war das Lieblingsstück der zwanziger Jahre, und man erzählte, wie bei einer Hoftafel verspätet der Kronprinz den solchen Dingen nervösen König mit einer Lieblingsredensart des Maurerpoliers Kluck angesprochen habe: „Meester, darum keene Feindschaft nich,“ worauf der König mit einem anderen Zitat des Stückes geantwortet habe: „Na, det weest Du doch, Wilhelm, ich bin allemal derjenige, welcher“. — Seit dieser Zeit kennt die Welt den Berliner Humor, und auch das ist ein Kulturprodukt, auf das eine Stadt stolz sein kann. Bei aller natürlichen Neigung, im Großstadtgetriebe zu verrohen und zu verflachen, hat der Berliner Witz immer wieder seinen schöpferischen Charakter gezeigt und in vielerlei Nöten, gerade auch der letzten Zeit, höchst heilsam gewirkt. — Im Ganzen spricht aus diesem Witz des Eckenstehers Nante und des Rentners Buffey und des unsterblichen Schusterjungen ein gescheites, sicheres und im Grunde anständiges Kleinbürgertum. Gewiß, der sich eben fühlende Großstädter ist ruppig und behandelt besonders den „Provinzialen“ sehr von oben herab. „Daß er“ — heißt es einmal bei Immermann in dem schon erwähnten Roman — „sich am Sitze der Intelligenz befinde, ward ihm bald fühlbar. Denn er war noch nicht zwei Stunden in der Hauptstadt, als er bereits von mehreren Leuten aus der niedrigsten Volksklasse, mit denen er sich in nachfragende Gespräche eingelassen, ein unzweideutiges Verhöhnen seiner provinziellen Einfalt hatte erfahren müssen.“ Trotzdem glaubt man, daß das Volk, wie es jetzt des Berliner Humors Ausgang und Widerhall wird, so ist, wie E. T. A. Hoffmann es nach 1816 sieht, wenn er von des „Vetters Eckfenster“ aus das Treiben auf dem Gendarmenmarkt betrachtet: „Das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen, und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich nachmittags nach den Zelten bemühst und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist.“

---

*) Das vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW 61, Teltower Straße 29, erschienen. Der vierteljährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 4,20 M., wofür ein prächtiger Halblederband und 14tägig eine illustrierte Zeitschrift portofrei ins Haus geliefert wird.

Freuden und Erfahrungen beim Radiovortrag.

Die Funkdiagnose.

Von Dr. Kurt Herzberg.

Nichts ist unterhaltender und bildender, als am stillen Empfangsplatz in geheimer Verbindung mit dem Rundfunkredner sich Eindrücken hinzugeben, Seelenstudien zu machen und dabei viel vom besten Wissensgut der Zeit aufzunehmen.

Ist es nicht wie im Theater beim Aufgehen des Vorhangs, wenn man nach Druck auf den Knopf durch den Lautsprecher oder nach Umhängen der Hörer die Bekanntschaft einer neuen Seele macht und sich eine neue Welt des Geistes eröffnet! Es ist der doppelte Reiz: das Seelenstudium eines Redners und das Wissensstudium eines Gegenstandes; es ist Charakterkunde am Funk und zugleich Bildung und Unterhaltung.

Schon nach den ersten Sätzen hat der einigermaßen feinhörige Menschenkenner die Analyse des unsichtbaren Sprechers vollzogen. Er ist zwar dem beobachtenden Kaufmann, dem Advokaten, besonders dem seelenkundigen Arzt darin im Nachteil, daß er Antlitz, Mienenspiel, Bewegungen seines Gegenübers nicht sieht, dafür kommen ihm das verräterische Spiel der Funkwellen und die starke Anspannung durch die Einsamkeit zu Hilfe. — Um es grundsätzlich zu sagen: ebenso wie der Graphologe aus der Handschrift, wird der Radiologe aus dem gesamten Redestil, dem phonetischen und geistigen, aus dem Klang, Rhythmus, Tempo, den Höhenlagen der Stimme, also durch den phonetischen Eindruck, sowie durch Inhalt und Form des Vortrages sein Gutachten abgeben können. Dabei wird sich nicht nur eine Diagnose der geistigen Gesamtanlagen des Redners und oft auch der Begabung des ausübenden Musikkünstlers ergeben und nebenher seine besondere Eignung für den Funk (reine Singstimmen kommen auch gerade im Radio rein an), sondern der Seelenforscher, der Arzt wird ähnlich dem Graphologen besondere Charaktereigentümlichkeiten sowie auch Schwächen und Störungen in der seelischen Anlage, z. B. bei häufigen Stockungen, Versprechungen, Wiederholungen usw. feststellen können.

Eine Diagnose der Temperamente, der Leiden, wie des Asthmas, der Altersverkalkung, ist ohne weiteres durch die elektrische Welle leicht erkenntlich.

Gerade durch die sorgsame Auslese der Funkredner und ihres Stoffes, das alle Felder menschlicher Tätigkeit und menschlichen Wissens umfaßt, macht der Hörer die Bekanntschaft mit meist auf ihrem Spezialgebiet bedeutenden Persönlichkeiten. Welche einzigartig-glückliche Gelegenheit bei einer Fülle sachkundiger Frauen und Männer, zu prüfen, ob der Redner ein Praktiker, ein großzügiger Organisator, ein Mann von Initiative, ein Menschenfreund, ein Bahnbrecher ist, ob ein Dichter, Künstler oder echter Politiker, vielleicht auch eine seltene Vereinigung von vielen Begabungen. Dann erlebt man, wie im Vortragssaal, die eigentliche hohe ästhetische Freude: eine ganze Persönlichkeit läßt den inneren Reichtum auf uns einströmen; wir fühlen uns geistig reicher, seelisch erhobener, menschlich geadelter.

Unabhängig von dem umfassenden Weltgehalt des Wissens und der Bildung, das der Funkvortrag bietet, ist die diagnostische Analyse des unsichtbaren Redners, gleichsam eine neue seelenkundliche Kunst: die Radio-Psychologie.

Allerlei Wissen.

Vom Veilchenduft. Der Duft der Veilchen beruht hauptsächlich auf einer in der Veilchenblüte enthaltenen chemischen Substanz, dem Jonon, außerdem aber vermutlich auch auf einem anderen Duftstoff, dem Iron, der auch in der Wurzel der Schwertlilie, der sogenannten Veilchenwurzel enthalten ist. Um den Veilchen die Duftstoffe zu entziehen, bedient man sich in der Parfümindustrie verschiedener Verfahren, die zum Beispiel darin bestehen, daß man die frischen Blüten in heißes Fett gibt, dieses sodann auspreßt, und das Verfahren solange fortsetzt, bis das Fett ganz mit dem Duft gesättigt ist, oder auch kaltes Fett mit den Riechstoffen durchsetzt. Außerdem kann man den Veilchenduft auch mit Aether, Chloroform und dergleichen aus den Blüten ziehen. Nachdem eine Veilchenpflanze durchschnittlich 20 Gramm Blüten liefert und eine größere Fabrik jährlich etwa 200 000 Kilogramm Veilchenblüten verarbeitet, kann man sich die Blütenmassen vorstellen, die in der Parfümindustrie jedes Jahr verbraucht werden.

3 000 000 000 Herzschläge. Welch riesige Arbeit das kleine Herz des Menschen, das kaum 300 Gramm schwer ist, vollbringt, wird unter anderem durch sein ständiges Klopfen, wobei das Blut durch die Adern getrieben wird, bewiesen. Das Herz klopft im Durchschnitt 74mal in der Minute, 4440mal in der Stunde, 106 500mal am Tage. Das sind 38 Millionen Male im Jahre, beinahe zwei Milliarden Male in 50 Jahren, und wenn man 80 Jahre alt wird, über drei Milliarden Male.

Schwere Zähne. In den Tundren und Flußniederungen Sibiriens finden sich noch immer zahlreiche Reste des Mammuts, jenes vorgeschichtlichen Riesentieres, das, in seinem Körperbau dem Elefanten ähnlich, auch gewaltige, jedoch spiralig gebogene Stoßzähne trug. Diese Zähne, die noch heute in wohlerhaltenem Zustande aufgefunden werden, erreichen nun bei manchen Tieren eine Länge bis zu 4½ Meter, und dieser Länge entspricht ein Gewicht von etwa fünfhundert Pfund. Hatte also ein Mammut schon an seinen Stoßzähnen ein tüchtige Last zu tragen, so kam aber auch noch das Gewicht seiner übrigen Zähne hinzu, denn auch dieses war so ansehnlich, daß, nach den Angaben des Forschers Pfizenmayer, ein einziger Backenzahn dieses Tierriesen bis zu 14 Pfund schwer werden konnte.

Aus aller Welt.

Vom Banditen zum Asketen. In der Gemeinde Castagna in der italienischen Provinz Catanzaro starb kürzlich im hohen Alter von 93 Jahren Pasquale Scalzo, der berüchtigte „Methusalem der Räuber", der viele Jahre der Schrecken der ganzen Gegend gewesen ist. Nach dem Zusammenbruch der Bourbonenherrschaft und der Befreiung des Landes durch Garibaldi schloß sich Scalzo den Geheimbünden an, die einen grausamen Rachekrieg gegen die Anhänger der neuen Regierung führten. In den Jahren 1860 bis 1866 zog der Räuberhauptmann mit seiner Bande plündernd im Lande umher und erwarb sich durch seine Untaten den Namen des „Wolfs der Sila". Nicht weniger als 30 Morde wurden dem Räuberhauptmann nachgewiesen, als er endlich unschädlich gemacht worden war und von dem Gericht in Lucca zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde. Volle 48 Jahre verbrachte Scalzo im Gefängnis. In der Haft hatte sich bei ihm eine merkwürdige Wandlung vollzogen. Der erbarmungslose Mordbrenner war ein Mystiker und Asket geworden, der nur noch frommen Bußübungen und dem Gebet lebte. Im Jahre 1915 wurde Scalzo auf Fürsprache der Königin Helena begnadigt und aus dem Zuchthaus entlassen. Er begab sich nach seinem Heimatdorf, wo er zur nicht geringen Verwunderung der Bauern, die sich sehr wohl noch an seine Schreckenstaten erinnerten, das fromme Leben eines Eremiten führte, der wegen seiner Frömmigkeit und Wohltätigkeit in der ganzen Gegend als eine Art Heiliger verehrt wurde.

Leuchtende Hausnummern. Wie aus der Tschechoslowakei gemeldet wird, soll Prag in Kürze leuchtende Hausnummern erhalten. Diese bestehen aus kleinen dreieckigen Metallkistchen, die über der Tür angebracht werden. An der Vorderseite ist die Hausnummer auf einer besonderen weißen Glasart angebracht, die Unterseite ist durch gewöhnliches Fensterglas abgeschlossen. Im Innern wird eine elektrische Birne angebracht, die die Hausnummer hell erstrahlen läßt und auch die Haustür und einen Teil der Straße erleuchtet. Außer Prag wollen auch noch andere Städte der Tschechoslowakei diese Neuheit einführen.

Der Zylinderhut. Auf der Mailänder chirurgischen Klinik erschienen dieser Tage zwei Frauen mit einem sechsjährigen Knaben, dessen Kopf in einem dicken Verband steckte, der bis über die Ohren reichte. Die Aerzte, die hier einen besonders schweren Fall witterten, wollten den kleinen Patienten sofort vornehmen, wogegen sich die beiden Frauen aber merkwürdigerweise energisch sträubten. Sie gaben an, es nicht eilig zu haben und bis nach der Abfertigung der übrigen Patienten warten zu wollen. Als die Luft schließlich rein war, begannen die Krankenwärter dem Kleinen seinen Verband abzuwickeln. Man machte sich bereits auf die furchtbarste Verletzung gefaßt. Wie groß war aber die Ueberraschung, als auch die letzte Hülle gefallen war. Von einer Verwundung war keine Spur zu sehen, dafür mußte der Arzt aber die kuriose Feststellung machen, daß über den Kopf des Knaben ein blauer Emailletopf gestülpt war, wie man ihn nur zu ganz diskreten Zwecken verwendet. Der Knabe hatte seinen Vater eines Tages einen Zylinderhut aufsetzen sehen. Dieser Hut muß ihm nun wohl in so hohem Maße imponiert haben, daß auch er ihn einmal probieren wollte. Und in Ermangelung eines Zylinderhutes mußte dann eben der besagte Emailletopf herhalten. Dem Burschen gelang es wohl, den Topf über die Ohren zu stülpen, aber herunter bekam er ihn nicht mehr. Selbst die ärztliche Kunst versagte hier. Schließlich befreite ein Klempner den armen Jungen von seinem „Zylinderhut".

Fröhliche Ecke.

Besorgte Gattin. „Geh vorsichtig über die Straße, Liebster!"
„Bist du so besorgt um mich?"
„Natürlich, soll ich vielleicht in so dunkler Nacht allein nach Hause gehen?"

Der Prügelknabe. Bernhard hatte, wie alle kleinen Jungen seines Alters, immer irgend etwas angestellt. Da er fand, daß Worte auf seinen Sprößling ihre Wirkung verfehlten, ging der Vater zu strengeren Maßnahmen über. — Ein Nachbar, der einer derartigen Erziehungsszene beiwohnte, bemerkte mit Bewunderung, daß Bernhard keinen Laut von sich gab. „Schreist du nie, wenn du geschlagen wirst?", fragte er. „Welchen Sinn hätte das?", meinte der Kleine. Der „alte Mann ist ja taub."

Fieberthermometer. „Wenn Sie Ihrer Frau Temperatur messen wollen, muß sie das Thermometer unter die Zunge nehmen und zwei Minuten lang den Mund geschlossen halten." — „Haben Sie keins, das sie etwas länger behalten muß?"

Immer langsam voran. Pfarrer (zum ältesten Gemeindemitglied): „Nun, Heinrich, sind Sie wirklich 90 Jahre alt geworden?" — Der alte Heinrich: „Ja, das stimmt genau. Heute sind es 90 Jahre." — „Und haben Sie Ihr ganzes Leben im Dorfe verbracht?" — „Nein, noch nicht."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.